

Was die BUBENBERG-GESELLSCHAFT 1999 tun will

An der Jahresversammlung am 26. November 1998 hat der Präsident Peter Zbinden über die Pläne der BUBENBERG-GESELLSCHAFT fürs neue Jahre orientiert; hier eine kurze Übersicht:

Schriftenreihe

Sie begann 1997 mit der Nr. 1, «Wie schreibe ich richtig? Rechtschreibereform 1998», verfasst von Dr. Hans Stricker. Diese Schrift hatte einen ungeahnten Erfolg und fand weiteste Verbreitung. Der Verfasser verdient unsern herzlichen Dank.

Auf Weihnachten 1998 erschien die Nr. 2: «Jeremias Gotthelf und das Geld» mit Aufsätzen von Bernhard von Rütte, einem Ur-Enkel Jeremias Gotthelfs, und Alfred Reber, Redaktor der MITTEILUNGEN. Auch diese Schrift wurde breit gestreut, u. a. an die Mitglieder von Institutionen, die ähnliche Ziele verfolgen wie wir.

1999 soll als Nr. 3 eine Art Blütenlese aus dem reichen Schaffen unseres verstorbenen Mitglieds Dr. Hans Sommer, des unvergessenen Sprachforschers und Sprachkritikers herauskommen; wenn alles läuft, wie geplant, wird daraus wieder eine Weihnachtsgabe. Sein Sohn Dr. Peter Sommer hat sich freundlicherweise bereit erklärt, eine Auswahl zusammenzustellen.

Buchprojekt

Ihren Statuten gemäss leistet die BUBENBERG-GESELLSCHAFT Beiträge zur Pflege und Förderung unserer deutschen Muttersprache, und zwar in ihren beiden Formen: Hochdeutsch und Mundart. In einem einzigartigen Buchprojekt soll demnächst die Mundart in den Vordergrund gerückt werden. Sicher ist vielen Mitgliedern Hans Rudolf Hubler vom Radio her bekannt: Er war jahrelang Leiter der Abteilung Mundart bei Radio DRS. Mit grosser Hingabe und Liebe zur Sache hat er das Verses «Mirèjo» von Frédéric Mistral aus dem Provenzalischen ins Berndeutsche übersetzt. Bisher war aber kein Verlag bereit, das ca. 250-

seitige Buch zu einem annehmbaren Preis herauszubringen. Der Vorstand der BUBENBERG-GESELLSCHAFT hat deshalb die Sache selber an die Hand genommen und das Buch in Druck gegeben; wir legen dieser Nummer eine Subskriptionseinladung bei und hoffen, dass viele Mitglieder vom Vorzugsangebot Gebrauch machen werden.

MITTEILUNGEN

Der Redaktor ist froh, dass seine Arbeit mehr und mehr von zusätzlichen Kräften unterstützt wird. Neben Kurt Meister, der bisher schon regelmässig mitarbeitete, kamen und kommen neu dazu: Susanne Altorfer-Ratschiller, Martin Geiger und Peter Glatthard-Weber. Ihnen allen sei für ihre Bereitschaft zur Mitarbeit herzlich gedankt.

Unsere Zeitschrift wird sich auch 1999 in der neuen Aufmachung präsentieren; dem Vorstand sind bisher nur positive Urteile darüber zu Ohren gekommen. Inhaltlich soll nicht zu viel zum Voraus festgelegt werden, immerhin zeichnen sich ein paar Schwerpunkte ab:

- So wie 1997 Jeremias Gotthelf und 1998 Josef Zihlmann eine Art Leitmotiv durchs ganze Jahr bildeten, soll uns 1999 der Brienzer Mundartdichter Albert Streich begleiten.
- Es wäre unmöglich, jeweils alle Gedenkjahre berühmter Dichterinnen und Dichter in unserer Zeitschrift zu berücksichtigen, es sind ihrer in manchem Jahr ganz einfach zu viele. Der Redaktor hat es sich u. a. schweren Herzens versagt, 1997 Annette von Droste-Hülshoff und 1998 Theodor Fontane zu würdigen. 1999 ist nun aber das 250. Geburtsjahr Johann Wolfgang Goethes; da drängt es sich fast auf, den einen und andern Beitrag dem Herrn Geheimrat aus Weimar zu widmen.
- Selbstverständlich stehen nach wie vor sprachliche und sprachpolitische Themen im Vordergrund, u. a. die Frage der Mehrsprachigkeit in der Schweiz und damit in Zusammenhang das «Gesamtsprachenkonzept» der EDK (Erziehungsdirektorenkonferenz).

- Überschwemmung der deutschen Sprache mit Anglizismen oder Amerikanismen bleibt bedauerlicherweise ein leidiger Dauerbrenner. Hier wollen wir es nicht bloss bei Aufsätzen und Glossen in den MITTEILUNGEN bewenden lassen, sondern vermehrt die Verantwortlichen direkt ansprechen. Dabei wäre eine aktive Unterstützung durch unsere Mitglieder und möglichst viele ähnlich Denkende sehr erwünscht. Überhaupt fänden wir eine rege Beteiligung der Leserschaft erfreulich, und zwar nicht nur bei diesem Thema: der Vorstand wartet auf Leserbriefe.
- «Argus» hat für uns die Presse beobachtet. Welche sprachlichen Kräfte regen sich (noch)? Einzelner Themen werden wir uns annehmen.

Veranstaltungen

- Am 29. März 1998 soll an einer sogenannten Buch-Vernissage die berndeutsche

Übersetzung von «Mirèjo» vorgestellt werden. Die genauen Angaben dazu finden sich in einem Kasten in dieser Nummer.

- Im Verlauf des Monats November 1999 wird wie gewohnt die statutarische Jahresversammlung stattfinden.

Dank

Wer die letzten Jahresversammlungen besuchen konnte, weiss es, allen andern Mitgliedern soll es auf diesem Weg bekannt gemacht werden: Die BUBENBERG-GESELLSCHAFT kann all das, was eben skizziert wurde, nur tun, weil sie durch ausserordentlich grosszügige Spenden einer Gönnerin unterstützt wird. Der Vorstand dankt ihr an dieser Stelle herzlich für die weitreichende Unterstützung.

Der Vorstand
der BUBENBERG-GESELLSCHAFT

Zum Gedenken an Peter Boschung

Im Januar ist im freiburgischen Flamatt kurz nach seinem 87. Geburtstag **Peter Boschung** gestorben. Er führte bis 1980 in Flamatt eine Arztpraxis. Über die Grenzen seiner Gemeinde und seines Kantons hinaus bekannt geworden ist Peter Boschung vor allem als unermüdlicher Kämpfer für die Gleichberechtigung der Deutschfreiburger im zweisprachigen Kanton. 1959, also vor 40 Jahren, regte er die Gründung der **Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft (DFAG)** an (auf den letzten Seiten dieser Nummer steht eine Einladung des «Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache» zu einem Vortrag des heutigen Obmanns der DFAG). Peter Boschung musste einen langen und hartnäckigen Kampf führen, bis er eines seiner Hauptziele erreichte: Am 23. September 1992 nahmen die Freiburger in einer Volksabstimmung einen Verfassungsartikel an, «der Französisch und Deutsch als gleichberechtigte Amtssprachen festlegte» («Freiburger Nachrichten» vom 21. Januar

1999). Kurz vor seinem Tod durfte er noch erleben, dass die Freiburger Regierung ihn für seine Verdienste um Deutschfreiburg ehrte.

Wie «Der Bund» vom 22. Januar 1999 schreibt, hat der Verstorbene sich auch für das kulturelle Eigenleben seiner engeren Heimat, des Sensebezirks, eingesetzt; er habe «viel dazu beigetragen, dass die Senslerinnen und Sensler mehr Selbstwertgefühl entwickelten ... dank «dem unermüdlichen Aufruf an die Sensler, wach zu werden und das Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen.»»

Peter Boschung war seit vielen Jahren Mitglied der BUBENBERG-GESELLSCHAFT; freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit alten «Bubenbergern», die sich für die gleichen Ziele einsetzten; zu diesem Kreis gehört u. a. Ernst Konrad Rieder, der langjährige Redaktor der MITTEILUNGEN. Wir gedenken des Verstorbenen mit dankbarer Hochachtung.

Der Vorstand

Aus einem sehr alten «Poesiealbum»

(oder Neujahrswunsch des Redaktors)

Vorläufer des «Poesiealbums», das selbst heute noch nicht ganz verschwunden ist, war das sogenannte «Stammbuch», ursprünglich, wie der Name es sagt, ein Verzeichnis von Familienangehörigen, seit der 2. Hälfte des 16. Jh. ein Freundschafts- oder Erinnerungsbuch, in das Freunde des Besitzers ihre Namen, Wappen und Wahlsprüche eintrugen.

Ein solches Stammbuch hatte auch Johann Wolfgang Goethes Enkel Walther Wolfgang. Im April 1825 – der Herr Grosspapa und Geheimrat war damals 76-jährig – schrieb eine hohe Dame vom Weimarer Hof, Wilhelmina Emilie Spiegel von und zu Pickelsheim, geb. Freiin von Rotberg, die Gemahlin des Hofmarschalls, in dieses Stammbuch den folgenden Spruch des romantischen Romanschriftstellers Jean Paul Friedrich Richter, als «Jean Paul» in die Literaturgeschichte eingegangen:

«Der Mensch hat hier dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und ein halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.»

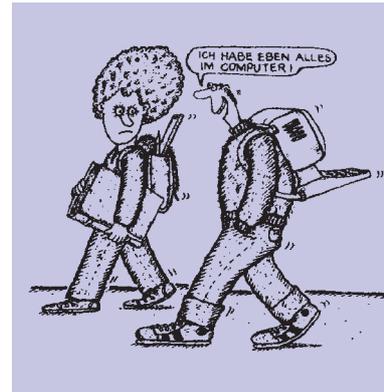
Das hat den alten Herrn und Grosspapa aus zwei Gründen geärgert: Einmal konnte er Jean Paul nicht ausstehen, er lehnte dessen Romane rundweg ab. Zu Lebzeiten der Herzogin-Mutter Anna Amalia (1739–1807) pflegte Goethe oft im hübschen Sommerschlösschen Tiefurt mit ihr zu Mittag zu essen, beklagte sich aber darüber, dass der dortige Koch allzu oft Sauerkraut vorsetze. Ein Zeitgenosse Goethes berichtet:

«Eines Tages, da man ihm wieder Sauerkraut aufgetischt hatte, stand er voll Verdruss auf und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch aufgeschlagen und auf dem Tisch liegen fand. Es war ein Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon, dann sprang er auf und sagte: Nein, das ist zu arg! Erst Sauerkraut und dann fünfzehn Seiten Jean Paul! das halte aus, wer will.»

Geärgert hat sich der besorgte Grossvater obendrein darüber, dass man einem siebenjährigen Kind solch eine resignative, entmutigende Sentimentalität ins Stammbuch schreiben konnte! Das war ja förmlich Gift für eine kindliche Seele; dem war etwas Aufmuntern- des entgegenzusetzen! So schrieb Goethe unter den Jean Paulschen Spruch den folgenden Vierzeiler:

«Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag.
Söhnchen! werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag.»

Es sei Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, überlassen, was Sie sich selber gleichsam als Wahlspruch fürs neue Jahr aus den beiden dichterischen Vorschlägen aussuchen wollen, ob Sie's mehr mit der romantischen Melancholie oder mit dem Optimismus des Herrn Geheimrat halten wollen. Wir, Vorstand und Redaktor, erlauben uns bloss, Ihnen zu wünschen, das angebrochene Jahr gebe Ihnen mehr Anlass zu lächeln und zu lieben als zu seufzen. (ar)



«Chlyne Ma» und grosser Dichter

Zur Erinnerung an den Brienzer Mundartdichter Albert Streich

1897, also 100 Jahre nach Jeremias Gotthelf, kam in Brienz der bekannte Mundartdichter Albert Streich zur Welt. Auf dem Brienzer Quai wurde zu seinen Ehren 1969 – neun Jahre nach seinem Tod – ein vom Brienzer Künstler Arnold Huggler geschaffenes Denkmal eingeweiht; vor allem die Brienzer Frauen hatten sich dafür eingesetzt. Für die «Hasli

Zeitung/Der Brienzer» vom 23. Mai 1997 verfasste Michael Gehrken eine Würdigung, die wir leicht gekürzt und mit Ergänzungen von Frau Schild aus Brienz wiedergeben. (ar)

Albert Streich kam am 26. Mai 1897 in den damals noch üblichen bescheidenen Verhältnissen zur Welt. «Mit sechs Geschwistern ist Albert Streich in einem Doppelwohnhaus an der Birgigsgasse in Brienz in dürftigen Verhältnissen aufgewachsen. Die Mutter... hatte mit

MITTEILUNGEN

1 / 99

SEITE 3

dem kargen Taglohn ihres Mannes auszukommen, und die Sorge um das tägliche Brot überschattete die ganze Jugendzeit des Dichters.» Mit diesen Worten hat Alfred Ruef die Jugendzeit des «Hüters unserer Brienzermundart» nach dessen Tod am 7. Dezember 1960 beschrieben. Albert Streichs 1923 verstorbener Vater war wie viele Brienzer im ersten Viertel des Jahrhunderts im Taglohn als Waldarbeiter und Wildbachverbauer tätig.

Mit bleichem Gesicht

Trotz dieser eher kargen Verhältnisse musste die Familie nie eigentlich Hunger leiden. Dass die harte Jugend sein späteres Wirken dennoch geprägt hat, ist wahrscheinlich. Jedenfalls erlangte Albert Streich nie jene Kraft und jenes gesunde Aussehen, wie es sich seine späteren Leser in der ganzen Schweiz vorstellten. «Als ich nach einiger Zeit dem Brienzer Dichter selber gegenüberstand, erschrak ich über sein Aussehen», erinnert sich 1961 Carl Seelig an seine erste Begegnung mit Streich. «Dieser kleine, hagere Mann mit dem bleichen, knochigen Gesicht entsprach so gar nicht dem Bild des stämmigen, von der Höhenluft braungebeizten Naturburschen, das wir uns von einem Mitbürger machten, der aus einer Berggegend stammt ... Wieviel Entbehrungen und Enttäuschungen, wieviel Bitternis und Sehnsucht nach einem kleinen, bescheidenen Platz an der Sonne sprachen aus diesem Gesicht, dessen herber Mund nicht sagen wollte, was in seinem Inneren vorging!»

Enttäuschungen musste Albert Streich in seiner Jugendzeit tatsächlich hinnehmen. Gerne wäre er Lehrer geworden. Doch dieser Traum zerschlug sich schon bald, wobei gewisse Konflikte mit seinem Lehrer dazu beigetragen haben mögen. Hinzu kam, dass der Mundartdichter von früher Kindheit an körperlich eher schwach war. «Am meisten hat zu seinen Enttäuschungen der zermürbte Körper beigetragen, der ihm schon früh das Gefühl der Lebensuntüchtigkeit und der Saftlosigkeit einer Schattenpflanze einjagte», kommentierte Carl Seelig. Seine stets angeschlagene Gesundheit machte später auch das Schreiben immer wieder zu einer mühevollen Aufgabe, wobei «der gierige Zigarettenkonsum mit-

geholfen hat, seine Gesundheit zu unterhöhlen».

Abgebrochene Ausbildungen

Nachdem er in Brienzi die Primar- und Sekundarschule absolviert hatte, verdiente er seinen Lebensunterhalt in der Wildbachverbauung und als Gelegenheitsarbeiter. Mit 19 Jahren liess er sich zum Schriftsetzer ausbilden, arbeitete danach an verschiedenen Orten als Gehilfe, musste aber aus Gesundheitsrücksichten den Beruf aufgeben. Später war er als Hilfskondukteur der Brienzi-Rothorn-Bahn, als Wald- und Strassenarbeiter tätig. In der Krisenzeit lernte er Bären schnitzen und betrieb mit einem Kollegen eine Uhrensteinbohrerei, die aber einging. 1924, nachdem er sich mit seiner Lebensgefährtin Amalie verheiratet hatte, wurde er von der Gemeinde als Hilfspolizist angestellt. 1940 übertrug man ihm schliesslich das Kriegswirtschaftsamt, ehe er anschliessend bis zu seinem Tode die Gemeindeausgleichskasse und die AHV-Zweigstelle führte und damit für sich und seine Familie, die in der Zwischenzeit auf vier Kinder angewachsen war, sorgen konnte. Dazu trug später auch der Umstand bei, dass die Gemeinde Brienzi «dem Sänger der Brienziermundart noch zu Lebzeiten», wie Alfred Ruef dies rückblickend beschrieb, anfangs der fünfziger Jahre zu einem symbolischen Preis von einem Franken einen Baugrund von sechs Aren «verkaufte»; was dies für den Dichter bedeutete, ist aus dem nachfolgenden Gedicht herauszuspüren. Doch schon bald sollte die Krankheit Albert Streich zu schaffen machen. «Der neue ‹Tschuri› ist zwar angefangen. Aber ich muss immer viel liegen und diätkostieren, und da will es kein rechter Spass sein, die Freizeit mit Schreiben zu nützen», schrieb er bereits im Dezember 1957. Am 7. Dezember 1960 starb Albert Streich im Spital Interlaken.

Eine tiefe Freundschaft verband ihn mit dem Kunstmaler Peter Flück aus Schwanden, der seinen aussergewöhnlichen Charakterkopf malte. Das Meisterwerk seines Freundes hängt im Gemeindehaus «Dindlen» in Brienzi. Es war wohl die grosse Heimatliebe, die den einen zum begnadeten Maler, den andern zum feinfühlenden Dichter werden liess.

Michael Gehrken

Wunsch

I han eggheis Eggelli Boden,
nid Handbreits hed ma mier glaan,
waruf i mmi chennti ge rroden
(rroden = sich rühren)
als eigenna Heer im Huus stahn.

I mechti o Saammen ge sääjien
i fiechta, bruunlochtiga Hääd;
(bruunlochtiga = bräunlich)
i wellti o Chooren gen määjien
und das mer der Wiin im Fas gääd.

I mechti - mid eimm Wort se's z sägen –
i ds Herrgotts Haguuten und Sägen,
(Haguuten = Zucht)
i Schatten und Sunneschiin
o entli eis sässhaftha siin.

Albert Streich

Aus Albert Streichs Jugenderinnerungen (1. Teil)

1972 hat Dr. Hans Sommer – den meisten Mitgliedern der BUBENBERG-GESELLSCHAFT als feinsinniger und unwahrscheinlich belesener Sprachkritiker und Sprachbetrachter in lebendiger Erinnerung – einen Sammelband herausgegeben: «Uf Bärnerbode. Jugenderinnerungen von Gotthelf bis Dürrenmatt». (A. Francke Bern, 1972)

In diesem Sammelband gibt Hans Sommer längere Ausschnitte aus Albert Streichs Jugenderinnerungen «Tschuri» wieder. Er schreibt in der Einleitung zu Albert Streich: «Der Brienzer Albert Streich (1897 bis 1960) gehört zu den grossen Talenten des schweizerischen Schrifttums, seine gesammelten «Briensertiitsch Väärsa» zu den reichsten Zeugnissen der schweizerischen Dialektkunst.» – In der heutigen und den folgenden Nummern drucken wir diese Ausschnitte ab. (ar)

Eines Frühsommerabends – um die Hausecken strich der Duft von Kartoffelrösti und frisch aufgeschüttetem Kaffee – schaffte die Mutter im Garten, während ich mich mit dem älteren Bruder nebenan um ein braun und weiss gestreiftes Schneckenhaus als gegenseitig begehrtes Wertobjekt balgte. Das Schneckenhaus gehörte mir, es war das überraschende

und seltene Ergebnis hartnäckiger Sucharbeit in den Löchern einer bröckelnden Mauer gewesen. Nun machte der stärkere Bruder es mir streitig mit dem endlichen Erfolg, dass ich es in der vor Abwehrhaltung fest geballten Faust zu Scherben zerdrückte in dem Augenblick, als die Mutter scharf herüberrief, wir sollten aufhören.

Eine daherkommende Nachbarsfrau fängt die Worte der Mutter auf und ruft zurück: «Ja, die Buben! Sie können nicht beieinandersein, ohne sich die Köpfe zu verhauen.»

Die Mutter richtet sich hierauf am Schaufelstiel hoch und tut Bescheid: «Es ist gut, dass der Jüngere auch bald zur Schule muss, so kommt er ab der Gasse und dem Schulmeister in die juckenden Hände. Unsereins mag ihm nicht immer Meister werden!»

Unterdessen haben der Bruder und ich uns wieder einträglich mit dem Rücken an den Gartenhag gelehnt und sehen der Nachbarin gwundrig auf das Maul.

«So, der Tschuri muss auch zur Schule?» sagt sie und schaut mich freundlich lachend an. «Dann gehst du mit unserer Marie, die ist im gleichen Alter.»

Wie die Frau das sagt, erlebe ich zuinnerst eine Enttäuschung. Ich, ein Bub, mit einem Mädchen zur Schule gehen? Das muss doch irgendwie erniedrigend sein. Dagegen muss man sich auflehnen. Trotzig und frech geschieht es:

«Nein, mit einem Mädchen mache ich das nicht!»

Da lacht die Frau auf und eine Scholle heraus, sagt noch: «Warte bis du zwanzig bist!» und geht dann ihres Weges. Aus dem Lachen und ihren Worten kann ich nichts machen. Die Mutter hingegen redet halblaut und am Schaufelstiel herunter von einer dummen Trätsche und arbeitet weiter. Da stüpft mir der Bruder auch schon seinen Zeigefinger zwischen die Rippen, dass ich aufzwickle und ihm bösesinnt um das Haus herum nachrenne.

Es gibt eine Hatz. Der Bruder läuft schneller und geschickter, kann, wenn es ihm passt, mich abstechen und findet Zeit, hinter einem Versteck hervor die lange Nase zu machen. Darob und dem nutzlosen Hinterherlaufen werde ich schliesslich fassungslos zornig, fühle mich nur noch als ein Klumpen Wut, der schreit und weint und immer wieder, mit ei-

nem gläsernen Schleier vor den Augen, vorwärts getrieben wird.

Zweimal sind wir schon um das Haus herumgekommen und ungeschoren an Vater vorbei, der in dem nach hinten angebauten Holzschopf lange Spanscheiter macht. Beim dritten Mal kommt auch der Bruder noch durch. Ich nicht. Da steht der Vater in der weiten Türöffnung, seine breite Stirn sticht weiss unter zerzaustem, magerem Haarschopf hervor, graue Augen sehen mich zornig an. Mit der einen Hand fasst er mich im Haar, mit der andern erhebt er ein daliegenes Scheit und lässt das, wie ich da stehe, auf meinen Hintern schwingen, fluchend mit sich überschlagender Stimme.

Ich kann nicht sagen, die Schläge hätten geschmerzt. Trotzdem schrie ich, was der Hals herausgab, einfach aus der Berechnung heraus, eher losgelassen zu werden. Denn mehr als die Schläge empfand ich den fest zupackenden Griff in die Haare, den dadurch erlittenen Verlust meiner Bewegungsfreiheit und das Ausgeliefertsein an eine überlegene Kraft. Hinwiederum schien mir das laute und

heftige Getue des Vaters – ich fühlte das instinktiv – als eine väterliche Schwäche. Er konnte doch sonst auch recht lieb sein, ganz im Gegensatz zu seinem jetzigen überbordenden Zorn. Irgendeine böse Macht musste in ihn gefahren sein, die ihn nun rückhaltlos regierte.

Inzwischen hatte sich der Bruder fortgemacht. Nach der Strafverbüßung feixte er mich aus der Ferne mit einem unter uns üblichen Gabelzeichen mit dem Zeig- und kleinen Finger einer Hand aus. Da lief ich, das Bubenherz aufgewühlt von Scham und Zorn und hartem Trotz, die steinige Feldgasse bergwärts, immerzu, nur fort vom Schauplatz meiner Scham, und verlor mich bis in die Nacht hinein in den steilen Grasgütern ob dem Dorf.

Bis ich mit sieben Jahren zur Schule musste, waren noch mehr Geschwister gekommen, zwei Schwestern und ein Bruder. Unsere Familie hatte sich somit, die Eltern eingerechnet, auf sieben Personen erhöht. Meiner jüngeren Geschwister achtete ich mich aber wenig, auch weiterhin schloss ich mich bei allem Bubenbum dem älteren Bruder an.

Die deutsche Sprache: Schlüssel zu einer Wesenskunde vom Menschen (13. Folge)

In unserer heutigen Betrachtung soll noch einmal auf die psychosomatischen Gesundheitsstörungen eingegangen werden. Bilden sie doch nicht nur in menschenkundlich-sprachphilosophischer Hinsicht ein dankbares Thema, sondern sie können uns jederzeit auch persönlich betreffen und unseren Alltag bestimmen. Just dies erfordert, dass wir uns nach Möglichkeit allen Theoretisierens enthalten und in geradezu wörtlichem Sinne die Phänomene selber sprechen lassen. Denn nicht, was wir über die Dinge denken, ist entscheidend, sondern «sie selber», in ihrer unverstellten Wirklichkeit, stehen in Frage, sie sind das Problem.

Im letzten Beitrag durften wir erfahren, was die Prozesse im Magen-Darm-Kanal und vor allem die in diesem Bereich auftretenden Störungen über unsere seelische Verfassung aussagen. Unter diesen Leitgesichtspunkt wollen wir auch unsere folgenden Ausführungen stellen. Wir werden also anhand ausgewähl-

ter Beispiele zeigen, dass selbst den so verschwiegen funktionierenden inneren Organen eine Art «Sprachgestus» eignet, was uns schliesslich viel über unsere seelische Befindlichkeit verrät.

Leber und Galle sind diejenigen Organe, die den zuletzt «behandelten» Organen der Ernährung und Verdauung (Magen, Darm) am nächsten stehen, und zwar in beiderlei Hinsicht, also sowohl örtlich wie funktionell. Die Leber ist das Zentralorgan unserer gesamten Ernährung; sie regeneriert die verbrauchten Lebenskräfte des Tages und erstreckt ihren Einfluss zweifellos auch auf das Gemüt. Das zeigt sich vor allem an der Tatsache, dass wir uns bei gestörter Leberfunktion oder gar beim Krankheitsbild der Leberentzündung (Hepatitis) ausgesprochen müde, lustlos und apathisch fühlen. Und so kann es nicht verwundern, dass bei depressiven Menschen vorab die Leber betroffen ist. Wir können also sagen, dass sich in diesem Organ gleichsam die

Grundstimmung des Menschen widerspiegelt. Darauf deutet etwa der ermunternde Ausruf: «Nur frisch von der Leber weg!», oder was vor allem Kinder zu hören bekommen: «Was ist dir übers Leberlein gekrochen?» und «Spiel nicht die beleidigte Leberwurst!» (Vgl. in diesem Zusammenhang auch italienisch: «aver del fegato» = Mut haben, oder englisch: «a white liver», eine «weisse» (blasse) Leber = ein feiger Mensch.)

Dienen die nachtaktiven Leberfunktionen dem Aufbau des Organismus, so hat die Galle mit den Abbaukräften des Tages zu tun. Die Gallensäfte besorgen die Aufspaltung der Fette; sie wirken also in einem positiven Sinne zerstörerisch. Die «feurige» Galle macht uns wach und in einer gesunden Weise aggressiv. Stagniert die Galle, so verdunkelt sie sich gewissermassen und der Mensch «sieht schwarz». Gerät er dagegen in einer negativen Gemütsaufwallung «ausser sich», dann scheint uns, als könnte der Organismus die Gallenflüssigkeit nicht mehr in den auch ihr gesetzten Schranken halten; d.h. «es kommt uns die Galle hoch».

Wer kennt nicht den Ausdruck: «Das geht mir an die Nieren»? Will sich der Franzose im gleichen Sinne vernehmbar machen, so sagt er: «cela me touche au vif». In der Nierengegend geht es offenbar «ans Lebendige». Und in der Tat: Wenn wir mit grossem Eifer und Engagement bei einer Sache sind oder etwas angstvoll erwarten, so arbeiten die Nieren stärker, die Ausscheidung geschieht häufiger. Der Sinn des Ausspruchs «das geht mir an die Nieren» erfüllt sich etwa in den Situationen, wo sich jemand abfällig über das äussert, womit ich mich «identifiziere», was für mich gleichsam lebenswichtig ist.

Wenn von den inneren Organen und ihrer «Sprachgestik» die Rede ist, so darf natürlich eines von ihnen nicht übergangen werden, unser Herz. Sehen wir einmal ab von den rein medizinisch relevanten Funktionen des Herzens, so können wir mit Fug die Ansicht vertreten: Das physische Herz repräsentiert im weitesten Sinne unsere «humane Mitte»; es ist der Exponent, der leiblich-organische Ausdruck der für jedes menschliche Individuum wesentlichen «Herzlichkeit». Obwohl das Herz physiologisch gesehen nur einen bestimmten, wenn auch zentralen Ort einnimmt, ist der «Herrschaftsbereich» des Herz-

Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Der **Schweizerische Verein für die deutsche Sprache** bittet uns, die folgenden Hinweise in die MITTEILUNGEN aufzunehmen:

1. Vortrag

Der **Schweizerische Verein für die deutsche Sprache (SVDS)** führt am **Samstag, 24. April 1999**, in **Freiburg** im Bürgerhaus «Schwarzer Adler» (Aigle Noir) an der Alpengasse seine Mitgliederversammlung durch. Im Mittelpunkt steht ein **Referat** des **Obmanns** der **Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft (DFAG): Fribourg/Freiburg – Chancen der Zweisprachigkeit** (ca. 11.45 Uhr).

Anschliessend Möglichkeit zu gemeinsamem Mittagessen.

Anmeldung für Referat und Mittagessen beim Sekretariat des SVDS, Postfach 646, 4003 Basel (bis zum 9. April 1999).

2. Sprachauskunft des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache (SVDS) am Deutschen Seminar der Universität Basel.

Die **Sprachauskunft** beantwortet Anfragen zu allen Bereichen der deutschen Standardsprache (Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik, Stilistik). Günstige Konditionen.

Schriftlich: Überarbeitung von Abhandlungen und Berichten, Firmenschriften, Hauszeitungen, juristischen Texten, Korrespondenz usw.

Telefonischer Auskunftsdienst: Tel. 157 35 70 (Fr. 1.49 pro Min.) Montag bis Freitag, jeweils von 8.30 bis 12.00 Uhr

3. Sprachspiegel

Zeitschrift des SVDS (6 Nummern pro Jahr): Sie befasst sich mit den Problemen und der Pflege der deutschen Sprache. Besonders aktuelle Probleme werden gelegentlich zu Schwerpunktthemen eines Heftes gebündelt, z. B.: Heft 3/97: Gleichbehandlung der Geschlechter – Heft 4/97: sprachliche Minder- und Mehrheiten – Heft 3/98: Neuregelung der Rechtschreibung – Heft 4/98: «Deutschschweizer Autoren – Hochdeutsch schreiben, Schweizerdeutsch reden» (aus Anlass der Frankfurter Buchmesse); Originalbeiträge zum Problem unserer «Zweisprachigkeit» von folgenden Schriftstellern: Ernst Burren, Franz Hohler, Tim Krohn, Hugo Loetscher, Klaus Merz, Clemens Mettler, Milena Moser, Martin Schweizer, Laure Wyss, Peter Weber.

Bezugsstelle: Sekretariat SVDS, Postfach 646, 4003 Basel;

Tel. (061) 267 34 07

haften keineswegs lokal begrenzt, ihm eignet im Gegenteil eine weitende und belebende Wirkung. Denn: Je mehr Dinge uns «am Herzen liegen», zur «Herzessache» werden, desto mehr erweitert sich unser persönlicher Freiraum und desto weniger fühlen wir uns «beengt». So ist es kein Zufall, dass Menschen, die eine ungeliebte, wenig persönlichen Frei-

MITTEILUNGEN

1 / 99

SEITE 7

raum bietende, aber dennoch höchste Sorgfalt und Konzentration abfordernde berufliche Tätigkeit ausüben, besonders oft an Herzkrankheiten leiden oder gar an den Folgen eines Hochdruckes (!) sterben.

Die bisher beschriebenen, durch eine spezifische leibsprachliche Symptomatik repräsentierten Störungen des leib-seelischen Wohlbefindens bedeuten stets ein (oft nur momentanes) Festgefahresein unserer Existenz und ein Leben an der Peripherie unseres Daseins, nicht aus seiner Mitte. Dem gegenüber und in starkem Kontrast dazu stehen die seltenen Augenblicke, in denen wir ganz «wir selbst» sind, ganz «bei uns selber» sind. Für diese zen-

trale Weise unseres Existierens haben die Volkssprachen – so sagt Ludwig Binswanger in dem bereits mehrfach erwähnten Vortrag – ebenfalls einen Ausdruck, «den kostbarsten vielleicht ihres ganzen Sprachschatzes, den Ausdruck «Herz». Es sind die Augenblicke, in denen «unser Herz spricht», das Zentrum, die Tiefe unseres Selbst, in denen unsere Worte «aus dem Herzen kommen». Es sind aber auch die Augenblicke, in denen der Augustinische Christ das Wort Gottes vernimmt und spricht, jenes Verbum, das nicht mehr aus dem Munde kommt, sondern, wie Augustin sagt, «ex corde sonat, aus dem Herzen tönt.»

Gian Klainguti

Fremdsprachen in der obligatorischen Schulzeit – zum «Gesamtsprachenkonzept» der EDK

Am 19. August 1998 stellten Vertreter der EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) das «Gesamtsprachenkonzept» vor, ein Bündel von 15 ausführlich begründeten Empfehlungen zum Fremdsprachenunterricht innerhalb der obligatorischen Schulzeit: Welche Fremdsprachen sollen wann, wie lange, wie und mit was für Anforderungen unterrichtet werden? So etwa liessen sich die Fragen zusammenfassen, welche die von der EDK beauftragte Arbeitsgruppe zu beantworten hatte.

Von der BUBENBERG-GESELLSCHAFT nahmen zwei Vorstandsmitglieder, die sich seinerzeit beruflich intensiv mit solchen Fragen beschäftigen mussten, an der Pressekonferenz teil. Auf ihren Antrag hat der Vorstand dem Sekretariat der EDK eine Stellungnahme zum «Gesamtsprachenkonzept» eingereicht. Die Vernehmlassungsfrist war extrem knapp angesetzt (30. Sept. 1998); deshalb wäre es unmöglich gewesen, die Stellungnahme vorgängig in den MITTEILUNGEN zur Diskussion zu stellen. (ar)

Vorgeschichte

In unserem Land ist das Schulwesen Angelegenheit der Kantone. Etliche Anläufe, dem Bund in Schul- und Bildungsfragen mehr Kompetenzen zu übertragen, sind bisher geschei-

tert. Aber auch in einem föderalistischen System gibt es Aufgaben, die gemeinsam und möglichst einheitlich gelöst werden müssen; daher haben die Kantone Formen der Zusammenarbeit entwickelt. Im Schul- und Bildungswesen ist für solche Zusammenarbeit die EDK zuständig; als wichtigstes Instrument hat sie 1971 ein Konkordat über die Schulkoordination abgeschlossen.

Gestützt darauf sind seither verschiedene Sachfragen geregelt worden, z. B. die Verlegung des Schulbeginns auf den Spätsommer oder Herbst, neue Grundlagen für die Lehrerbildung, vertiefte Zusammenarbeit im Bereich Lehrmittel usw. Als wichtiges und brisantes Thema erwies sich bald der Fremdsprachenunterricht, er wurde zu einer Kernaufgabe der EDK.

Bis in die 70er Jahre hinein galt es als unbezweifelbare Regel, an der Primar- und Realschule könne höchstens die 2. Landessprache als Fakultativfach für die besseren Schüler in den oberen Klassen angeboten werden, obligatorischer Fremdsprachenunterricht dagegen sei Aufgabe der Sekundarschulen und Untergymnasien. Man glaubte, ein Kind müsse zuerst längere Zeit ausschliesslich in der Muttersprache geschult werden und in ihr einigermassen «sattelfest» sein, ehe es mit einer ersten Fremdsprache zusätzlich belastet werden dürfe. Beginne man zu früh damit, so erzeuge dies einen Sprachensalat. In der

Nummer 2/1996 der MITTEILUNGEN («Mehrsprachigkeit – heute – früher», S. 7/8) versuchte ich darzulegen, wie relativ und zeitbedingt diese oft fast dogmatisch vertretene Auffassung sei, war es doch früher durchaus üblich, schon kleine Kinder Fremdsprachen lernen zu lassen.

Die alte Doktrin hatte ihre Berechtigung, solange man Fremdsprachen nach herkömmlichen Methoden unterrichtete: Zuerst Vokabeln lernen und Grammatik büffeln, dann daraus allmählich Sätze basteln. Neue Forschungen haben nun aber gezeigt, dass es bereits in der frühen Kindheit Phasen besonderer Empfänglichkeit gibt, in denen Kinder leicht Sprachen lernen können; aber eben: Es ist dann eine spielerische, sinnliche Form von Sprachenlernen – Sprache hören, sprechen, erleben, mit ihr spielen – erst viel später, zur Vertiefung und Festigung, geht es ums verstandesmäßige Erfassen sprachlicher Strukturen, also um Grammatik.

Von diesen neuen Grundlagen aus leitete die EDK 1975 mit Empfehlungen an die Kantone eine tiefgreifende Reform des Fremdsprachenunterrichts an der Volksschule ein. Die erste der Empfehlungen damals, ihr Kernpunkt, forderte, der Beginn des Unterrichts in der zweiten Landessprache sei grundsätzlich in die Entwicklungsphase vor der Pubertät zu legen, nämlich ins 4. oder 5. Schuljahr. Im Interesse der Koordination sei darauf zu achten, dass bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit hinsichtlich Lernzielen und Lerninhalten, Lehrplänen und Lehrmitteln ein Ausgleich erreicht werde. Aufgrund der unterschiedlichen schulischen Verhältnisse in den Kantonen und Regionen sowie der spezifischen Bedingungen der mehrsprachigen Kantone und des Tessins sei die einheitliche Festsetzung eines Schuljahres für den Beginn des Unterrichts in der zweiten Landessprache in der ganzen Schweiz vorläufig nicht möglich.

Es brauchte Jahre, um die Empfehlungen von 1975 in die Tat umzusetzen; zu Beginn erhob sich namentlich in der Ostschweiz heftiger Widerstand gegen die Vorverlegung des Französischunterrichts. Noch heute sind längst nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Andererseits liefen seither vielversprechende Versuche mit neuen Formen von Fremdsprachenunterricht an; verschiedentlich haben wir in den MITTEILUNGEN darüber berichtet.

In jüngster Zeit wurde immer nachdrücklicher gefordert, es sei an der Volksschule unbedingt auch die Weltsprache Englisch als Unterrichtsfach einzuführen. Als Zürich 1997 mit seinem Plan eines Schulversuchs vorprellte (Einführung von Englisch in Verbindung mit Informatik im 1. Primarschuljahr; wir berichteten darüber in den MITTEILUNGEN Nr. 2/1998, S. 10–13.), musste sich die EDK wieder mit dem Thema Fremdsprachen an der Volksschule befassen. Obschon im Zugzwang und unter Zeitdruck, beschloss sie, durch eine Arbeitsgruppe unter der Leitung von Prof. Georges Lüdi (Universität Basel) eine Art Gesamtschau erarbeiten zu lassen. Das Ergebnis dieser Arbeit ist das eingangs genannte «Gesamtsprachenkonzept».

«Gesamtsprachenkonzept» – Auswahl aus den Thesen:

«1. Alle Schülerinnen und Schüler lernen, zusätzlich zur lokalen Landessprache, mindestens eine zweite Landessprache sowie Englisch; sie müssen darüber hinaus die Möglichkeit haben, eine zusätzliche Landessprache und allenfalls weitere Fremdsprachen zu erwerben.»

«2. Die Kantone gewährleisten die Transparenz und Kohärenz des Fremdsprachenlernens gesamtschweizerisch dadurch, dass sie für das Ende der obligatorischen Schulzeit verbindliche Richtziele vereinbaren.»

«5. Die Schülerinnen und Schüler begegnen anderen Sprachen ab dem Kindergarten. Sie lernen spätestens in der zweiten Klasse der Primarschule eine andere Sprache als die lokale Landessprache; die zweite Fremdsprache beginnt spätestens in der fünften, die dritte spätestens in der siebten Klasse.»

«6. Die Kantone legen die Reihenfolge der Einführung der Fremdsprachen im Rahmen interkantonaler Vereinbarungen fest. Die am Schluss der obligatorischen Schulzeit zu erreichenden Richtziele gelten unabhängig von der Reihenfolge der Einführung.»

«8. Der Unterricht sämtlicher Sprachen, die in den Lehrplänen sind (inklusive der lokalen Landessprache), geschieht im Rahmen abgestimmter Didaktiken.» (Erklärung: Sprachen nicht mehr getrennt voneinander

unterrichten, eine Sprache für die andere nutzbar machen, Sprachen miteinander vergleichen ...)

«9. Verschiedene Formen des zwei-/mehrsprachigen Unterrichts sind auf breiter Basis zu fördern, zu erproben und zu begleiten.»

«10. Alle Schülerinnen und Schüler sollen die Möglichkeit haben, an Formen des sprachlichen Austausches teilzuhaben, welche in die übrigen sprachpädagogischen Aktivitäten integriert sind.»



«Arme? Wieso Arme?
Selbstverständlich
habe ich zwei Arme!»
Billi G., Jungmanager

Illustration G. Haderer
(Ueberreuter-Verlag)

Stellungnahme der BUBENBERG-GESELLSCHAFT

Die Stellungnahme gliedert sich in die drei Hauptabschnitte «Grundsätzliche Zustimmung», «Vorbehalte und Fragen», «Wünsche». Sie folgt in leicht gekürzter Fassung:

«Grundsätzliche Zustimmung:

Wir sind mit den meisten Überlegungen des Berichtes einverstanden und unterstützen insbesondere die folgenden Anliegen:

- Breiten Schülerschichten möglichst früh den Zugang zu mehr als einer Fremdsprache öffnen (Thesen 1, 5, 10);
- Der 2. Landessprache durch eine klare Vorgabe von verbindlichen Zielen inhaltlich eine Vorrangstellung einräumen (These 1 und vor allem 2);
- Anwendung verschiedener, der Stufe und den Fähigkeiten der Schüler angemessener Methoden wie z. B. immersiver Unterricht (Thesen 8, 9 ...).

Wir teilen die Ansicht, es sei sinnvoll, das bereits im Kleinkind angelegte Potential zum Sprachenlernen zu aktivieren, also mit dem Fremdsprachunterricht eher früher als bisher einzusetzen; nicht zuletzt deshalb, weil im Prozess des Sprachenlernens so etwas wie eine wechselseitige Erhellung ablaufen kann; d. h. auf dem Hintergrund der einen Sprache können Besonderheiten der andern besser wahrgenommen werden. Das bedeutet ein Abrücken von der noch vor wenigen Jahren auch in der BUBENBERG-GESELLSCHAFT vorherrschenden Ansicht, Unterricht in einer Fremdsprache dürfe erst beginnen, wenn die Kinder

in der Muttersprache eine möglichst hohe Sicherheit erlangt hätten (also erst in der Pubertät); das bedeutet auch ein Abrücken vom tiefsitzenden Misstrauen gegen jede Form von sogenanntem «Bilinguismus».

Wir unterstützen Bestrebungen, den Lehrkräften aller Stufen nicht nur gute Sprachkenntnisse, sondern auch ein vielseitiges didaktisch-methodisches Repertoire zu vermitteln, damit sie wirklich fähig werden, in Kindern «Neugierde für diese Sprache» und den «Wunsch ... weiterzufahren» zu wecken.

Vorbehalte und Fragen:

Nach unserem Dafürhalten liegen die kniffligsten Fragen in These 6: Es soll den Kantonen freigestellt bleiben, über die Reihenfolge, in der die Fremdsprachen in der Schule eingeführt werden, zu entscheiden. Wir haben zwar selber keine fertige Lösung, stehen aber dieser Freigabe sehr skeptisch gegenüber. Kernfrage ist für uns, nach welchen Kriterien die Reihenfolge der Fremdsprachen festzulegen ist; wir sind der Meinung, es müssten pädagogische Überlegungen im Vordergrund stehen. Da mag es gewichtige Gründe geben, die für Englisch als erste Fremdsprache sprechen:

- Es könnte für Kinder anregender und ermutigender sein, mit derjenigen Sprache zu beginnen, die der eigenen näher steht; das wäre wohl für Deutschschweizer und Welsche das Englisch.
- Vielleicht könnte die Beschäftigung mit Englisch in einem Alter, da die fremden Songs und andere Englisch-Eindringlinge die Kinder noch weniger berauschen, eine klare Abgrenzung zur deutschen Sprache und damit eine Sensibilisierung für sprachliche Sauberkeit fördern. Das würde dafür sprechen, im Kindergarten und auf der Unterstufe mit Englisch zu beginnen und etwa ab der 3. Klasse mit Französisch, bzw. mit der 2. Landessprache einzusetzen und das Englisch zurückzustutzen.

Es gibt aber auch Gründe dafür, die zweite Landessprache als erste Fremdsprache anzusetzen:

- Die breite Öffentlichkeit und die Medien pflegen nicht so differenziert zu argumentieren wie die Arbeitsgruppe: Der Druck,

aus verschiedensten Gründen (ganz besonders aus wirtschaftlicher Opportunität) Englisch immer mehr in den Mittelpunkt zu rücken und die Landessprachen, ja sogar die Muttersprache zu vernachlässigen, ist sehr gross; das Vorpellen des Kantons Zürich (mit einem Wirtschaftsfachmann als Erziehungsdirektor) hat ihn noch verstärkt. Die Freigabe des Zeitpunkts könnte wie ein Dambruch wirken und der erste Schritt sein zur Verdrängung der 2. Landessprache. In einer Zeit, die derart von Wettbewerb, vom Streben nach dem ersten Rang geprägt ist, kommt dem Umstand, ob eine Fremdsprache als erste oder als zweite eingeführt wird, hohe symbolische Bedeutung zu: Die erste, so wird eine breitere Öffentlichkeit urteilen, ist die wichtigere; ihr werden dann wohl alle Energien und auch die meisten finanziellen Mittel zufließen. – Wir sind nicht so sicher, dass die Zielvorgaben (These 2) diesen Prozess letztlich aufhalten können.

- Dazu kommt, dass die Dauer, während welcher eine Fremdsprache unterrichtet wird, nicht unterschätzt werden dürfte: Wenn ich über längere Zeit regelmässig mit einer Sprache umgehe, habe ich mehr Übungsmöglichkeiten, werde ich tiefer von ihr geprägt, als wenn dies nur während weniger Jahre geschieht.
- Wird die zu erwartende Einführung von Englisch als erster Fremdsprache in sehr vielen Kantonen (ausgenommen etwa Kantone auf einer Sprachgrenze) nicht der ohnehin zunehmenden Tendenz zur Anglisierung unserer Alltagssprache Vorschub leisten, so dass zuletzt statt der erwünschten Mehrsprachigkeit sich bei einer Mehrzahl unserer Volksschulabgänger ein englisch-deutscher Sprachbrei herausbilden wird?

Wir sind uns bewusst, dass der Entscheid über die Reihenfolge der Fremdsprachen einer politischen Gratwanderung gleichkommt: Es soll ein pädagogisch richtiger Entscheid gefällt werden, ohne indessen die staatspolitischen Nebenwirkungen ganz ausser Acht zu lassen. Gerade deshalb erachten wir es für dringend nötig, dass die EDK eindeutige Richtlinien erlässt und beispielsweise die Kantone auffordert, in der ganzen Schweiz mit Englisch als erster Fremdsprache

zu beginnen, und zwar mit den klar begrenzten Zielen, wie sie im Bericht umrissen sind, und spätestens zum gleichen Zeitpunkt wie heute den Unterricht in der zweiten Landessprache zu beginnen, wiederum mit klaren Zielvorgaben.

Die Empfehlungen fordern viel und wecken hohe Erwartungen. Wir fragen uns, ob dadurch nicht auch Illusionen erzeugt werden, ob nicht die Gefahr einer Überforderung von Schülern und Lehrern bestehe. Jedenfalls müsste man sich bei der Umsetzung immer bewusst bleiben, dass viele Kinder heute in Verhältnissen leben, die wenig lernfreundlich sind. Aber auch sehr viele Lehrer werden noch auf lange hinaus kaum in der Lage sein, den Ansprüchen, die durch das Gesamtsprachenkonzept an sie gestellt werden, zu genügen, weil sie ganz einfach nicht über die nötige Sprachkompetenz verfügen.

Wünsche:

Die Postulate des Gesamtsprachenkonzepts dürfen keine Schwächung und Verwässerung des Unterrichts in der Muttersprache bewirken. Für das deutsche Sprachgebiet heisst das:

- Die Erziehungsbehörden aller Stufen müssen unermüdlich und nachdrücklich auf den Gebrauch des Hochdeutschen im Unterricht dringen; lokale Mundarten sind durchaus zu pflegen, aber sie dürfen nicht zur ständigen Unterrichtssprache werden. Heute versteht mit wenigen Ausnahmen jedes Kind im Kindergartenalter Hochdeutsch; deshalb sollte vom ersten Schultag an so oft als möglich Hochdeutsch gesprochen werden.
- Man müsste deshalb auch immer wieder, selbst wenn es aussichtslos scheint, bei den Medien vorstellig werden und mit allen Mitteln darauf hinwirken, dass dort der überbordende Gebrauch der Mundart (überdies meist einer mangelhaften) drastisch eingeschränkt würde.
- Gleiches wäre in der Lehrerbildung aller Stufen zu tun; insbesondere müssten die nötigen finanziellen und personellen Mittel bereitgestellt werden, um die künftigen Lehrkräfte in der Muttersprache und in mindestens einer zweiten Landessprache besser als bisher auszubilden.»

Wie geht es weiter?

Darüber gibt eine Pressemitteilung der EDK vom 17. November 1998 Auskunft; es ist dort u. a. zu lesen:

«Anlässlich der Jahresversammlung vom 12./13. November 1998 nahm die EDK ein erstes Mal Stellung zum Expertenbericht der Kommission Lüdi (Gesamtsprachenkonzept) und zum Resultat der Vernehmlassung. Der im Auftrag der EDK erstellte Expertenbericht vom 15. Juli 1998 schlägt eine Reihe von Massnahmen zur Förderung und Ausweitung des Fremdsprachenunterrichts in der obligatorischen Schulzeit vor. Die Vernehmlassung bei den Kantonen, den Lehrerverbänden und weiteren interessierten Stellen ergab, wie erwartet, kein einheitliches Bild. Sowohl die Vorverlegung der Einführung der ersten Fremdsprache als auch die Einführung der zweiten Fremdsprache stellen grosse Herausforderungen an die Schule und an die Lehrer- und Lehrerinnenbildung (*man beachte das Deutsch! ar*). Die EDK sprach sich nun in einer ersten Stellungnahme eindeutig dafür aus, dass die Schule auf die Vielfalt der schweizerischen Sprachkulturen Rücksicht nehmen und zur Verständigung unter den Sprachregionen der Schweiz einen Beitrag leisten muss. In diesem

Rahmen sind zuhanden der Kantone und der Regionen die folgenden provisorischen Beschlüsse verabschiedet worden:

1. Die Empfehlungen von 1975 (obligatorischer Unterricht in der zweiten Landessprache ab 4. oder 5. Schuljahr) bleiben in Kraft.
2. Englisch soll obligatorisch ab 7. Schuljahr eingeführt werden, wobei schwächere Schülerinnen und Schüler davon dispensiert werden können.
3. Die Kantone werden ermuntert, Versuche mit (noch) früherem Fremdsprachenunterricht zu fördern ...»

Der Fremdsprachenunterricht wird die EDK weiter beschäftigen; es wird viel Zeit brauchen, die Beschlüsse auch zu verwirklichen, «ergänzende Abklärungen» könnten nötig sein.

Blicken wir zum Schluss auf die bisherige Entwicklung zurück, nämlich auf die Umsetzung der Empfehlungen von 1975:

- Als einziger Kanton hat der Aargau die Empfehlungen von 1975 noch heute nicht in die Tat umgesetzt.
- Der Kanton Uri hat als zweite Landessprache Italienisch statt Französisch gewählt.
- Der Kanton Zürich führt Englisch als obligatorisches Fach ab dem 7. Schuljahr ein.

Wo bleibt das Deutsch?

Von «switzerland candidate» bis «Take away»

Unsere einstigen Bundesbetriebe PTT und SBB mausern sich zu unterschiedlichen Formen halb oder ganz privater Unternehmen. Effizienz, Straffung, Ertragssteigerung sind gefragt. Das ist offenbar nur noch übers «Denglisch» möglich. Dass die «sprachpanschenden» Werbetrommler sich bedenkenlos über gewisse Regeln der englischen Sprache hinwegsetzen (z. B. Regeln zur Gross- und Kleinschreibung in Namen und Überschriften), erscheint mir als Symptom für ihr verkümmertes Verantwortungsbewusstsein der Sprache gegenüber.

Der «gelbe Riese» wirbt für die olympischen Spiele und für sich selbst mit folgendem Spruch (u. a. beim Anstehen vor dem Postschalter auf Bildschirmen zu bewundern):

«sion 2006

switzerland candidate
supported by

LA POSTE

DIE POST

LA POSTA»

Man muss wohl froh sein, dass der deutsche Name DIE POST im Schlepptau von «switzerland» überhaupt noch «supported» wird.

Die **SBB** haben kurz vor Jahreschluss ein ehrgeiziges Projekt vorgestellt: Fahrgäste sollen nicht mehr vor Schaltern oder Fahrkartenselbstbedienungsautomaten stehen und mehr oder weniger lange warten müssen. Sie tragen eine elektronische Karte auf sich, steigen in Bus, Tram oder Bahn ein und werden von elektronischen Fühlern im Türrahmen erfasst. Der Rechner an Bord des Fahrzeugs registriert die gefahrene Strecke und meldet alle Daten über Satelliten-

verbindung an einen zentralen Rechner. Der schickt all denen, die statt altmodischer Fahrkarten oder Abonnements eine elektronische Karte besitzen, am Ende eines Monats eine Rechnung mit genauen Angaben über die gefahrenen Strecken. Man kann übrigens den Rechnungsbetrag auch gleich automatisch beim Bankkonto abbuchen lassen, braucht also nicht einmal mehr einen Zahlungsauftrag auszufüllen.

So weit der Versuch eines technischen Laien, die kühnen Zukunftsvisionen der SBB in seiner ihm lieben Muttersprache Deutsch darzustellen. Denn der bei der SBB für diesen Höhenflug verantwortliche «Boss» hat sich, laut Bericht des «Bund» vom 4. Dezember 1998, für seine Vorstellung des Projekts gehobener englischer Ausdrücke bedient: Schon der Name ist selbstverständlich englisch, **Easy Ride**; dieser «leichte Ritt» beruhe, so wird man belehrt, auf dem **walk in/walk out**-System mit Funkchipkarte; man sei auf die Idee gekommen, als man sich «weltweit bei den **Ticketingsystemen** umgesehen» habe.

Fehlt nur noch, dass die SBB auch ihren Namen amerikanisieren; es wäre ja sogar kostensparend, könnte man damit doch die aufwendige mehrsprachige Beschriftung des Rollmaterials umgehen. Wie wär's z. B. mit SNRC («Swiss National Railway Company»)?

Am buntesten treibt es seit längerer Zeit die **SWISSCOM**. Sie wirft mit englischen Begriffen nur so um sich, was sich eigentlich aufdrängt, wenn schon der Firmenname ein Anglizismus ist. Ihre Geschäftsstellen sind **Swisscom Shops**; dort kauft man seine **Taxcard, New International Prepaid Card, Calling Card, Holiday Phone (Collect Call)**.

Blättert man die ersten Seiten des Telefonbuchs durch – kaum zu glauben, das Ding heisst noch so! –, so beginnt es «denglisch» in den Ohren zu surren: **NATEL easy, NATEL swiss, NATEL international, MessageBox, OneNumber** – beide dazu noch mit der läppi-schen Zusammenschreibung zweier gross geschriebener Wörter –, **Private Line, Managed Bandwith, Packet Switched Services (PSS), Remote Access Service, TELEPAGE private, TELEPAGE swiss, TELEPAGE business, TeleOffice Paging**.

Natürlich darf am Schluss die **Hotline** nicht fehlen (schliesslich richtet auch die Bundesver-

waltung von Zeit zu Zeit solche «Hotlines» ein). Es sei daran erinnert: Als nach der Kubakrise 1961 eine direkte Telefonverbindung zwischen dem Weissen Haus in Washington und dem Kreml in Moskau eingerichtet wurde, der *Hot Wire*, gab es bei uns in deutschsprachigen Landen noch so viel sprachliches Selbstbewusstsein und Fantasie, dass eine Lehnübersetzung gesucht und gefunden wurde: **Heisser Draht**.

Dass auch Fremdenverkehrs-Regionen mehr und mehr glauben, nur noch mit englischen Bezeichnungen Erfolg haben zu können, scheint man mit müdem Lächeln hinnehmen zu müssen. Zu Weihnachten hat uns die Thunersee-Region mit einer umwerfenden Neuschöpfung «beschenkt»; im «Bund» vom 24. Dezember (!) 1998 lese ich unter dem Titel **Event-Manager plant «originelle Volksfeste»** ein Gespräch zwischen einem Bund-Reporter und dem neugewählten Markus Jampen:

«Bund: Alle Welt spricht gegenwärtig von **Events** – Sie als neuer **Event-Manager** müssen es genau wissen: Was ist ein **Event**?

Markus Jampen: **Event** tönt gut, nicht? Aber im Ernst: Für mich ist ein **Event** nichts anderes als ein Anlass. Ob er ganz gross oder ganz klein ist, spielt keine Rolle, Hauptsache, es bewegt sich etwas ...»

Jetzt weiss ichs: Wenn ich das nächste Mal in der Küche meiner Frau beim Abwaschen helfe, kreierte ich ein **Event**, denn bei dieser Tätigkeit bewegt sich allerhand! Aber wichtiger: Der Text verrät, dass die Leute eigentlich noch eine verschwommene Ahnung davon hätten, wie das Ding deutsch benannt werden könnte; dass dabei statt «Veranstaltung», «Ereignis» der Helvetismus «Anlass» gebraucht wird, muss man wohl grosszügig übergehen. «Anlass» bedeutet nämlich laut Wörterbuch «Veranlassung, Ausgangspunkt, äusserer Beweggrund, Gelegenheit» und nur schweizerisch «Veranstaltung, Lustbarkeit».

Der Anglizismen-Virus verseucht jedoch in wachsendem Ausmass auch das Erscheinungsbild unserer Geschäftsstrassen: Warenhäuser, Geschäfte aller Art und Betriebe im Gastgewerbe sind am üblen «englischen Pfnüsel» erkrankt. Statt eine Modeschau inszeniert man heute eine **Fashion Show**. Die alte Imbissbar oder Imbiss-Bude hat längst der **Snack-Bar** Platz gemacht, und neuerdings



schliessen sogenannte «Teikeweis» (geschriebenen **Take away**) wie Pilze aus dem Boden. Doch aufgepasst! Der Name ist irreführend: Wer der naiven Meinung ist, man könne der Aufforderung «take away» wortwörtlich Folge leisten und einen Fleischkrapfen, ein Sandwich oder was auch immer einfach «wegnehmen» und damit verduften, riskiert gnadenlos als Zechpreller verfolgt zu werden. Einfach «wegnehmen» darf man das Zeug nicht, wohl aber bezahlen und zu ambulanten Verzehr «mitnehmen» – das aber könnte eine deutsche Bezeichnung liefern, die mindestens ebenso süffig und erst noch zutreffender wäre als **Take away – Nimms mit!** (ar)

Mit Befriedigung stellt der Vorstand der BUBENBERG-GESELLSCHAFT fest, dass in vielen Zeitungen immer wieder Leserbriefe und trübe Glossen erscheinen, die den sprachlichen Unfug aufs Korn nehmen. Hier eine kleine Auswahl solcher Texte.

Stallgeruch?

Als «Toni Lait» und «Säntis», die beiden grössten Milchverarbeiter der Schweiz, sich zusammenschlossen und ihr neues Gebilde mit einem (wenigstens mir) völlig unverständlichen englischen Namen aufmotzten, brachte es ein Leser im «Bund» vom 23. November 1998 mit wenigen Worten auf den Punkt:

«Swiss Dairy Food AG». Warum wohl dieser Name? Wahrscheinlich haben «Säntis» und «Toni» noch zu stark an Milch, Bauernhof oder Essbares erinnert.

Paul Dominik Hasler

Engleutsch? Nein Danke.

Unter diesem Titel hat der Wiener Arbeitskreis für Kultur und Geschichte ein handliches Büchlein herausgegeben, das für eine grosse Zahl der heute so gängigen Anglizismen oder Amerikanismen deutsche Übersetzungen liefert. Einige davon sind mit leisem Augenzwinkern gemachte Neuschöpfungen, andere Versuche, für die sich auch die Herausgeber bessere Wendungen erhoffen. Bei den meisten der aufgeführten Entsprechungen wundert man sich indessen, weshalb sie den manchmal sogar längeren englischen Wendungen nicht

öfters vorgezogen werden. Ein paar Beispiele davon in alphabetischer Reihenfolge: *Allrounder* = Alleskönner, Tausendsassa; *Babysitter* = Kinderhüter; *Blackout* = Denklöcher; *Champions League* = Meisterliga; *Cross Country* = Querfeldeinlauf; *Cyberspace* = Kunstwelt; *Desktop Publishing* = Bildschirmsatz; *Equilizer* = Klangregler; *Goalgetter* = Torjäger; *Hearing* = Anhörung; *Highlight* = Glanzlicht, Höhepunkt; *Lifestyle* = Lebensart; *Mobbing* = Arbeitsplatzschikane; *no iron* = bügelfrei; *Peepshow* = Erotikschau; *Public Relations* = Öffentlichkeitsarbeit; *Servicepoint* = Auskunftsstelle; *Shuttlebus* = Pendelbus; *Supermarket* = Kaufhalle; *Time-out* = Auszeit; *Troubleshooter* = Problemlöser; *Whirlpool* = Sprudelbecken; *World Wide Web* = Weltnetz.

Originelle, aber teilweise doch ein bisschen gewagte Neuschöpfungen sind etwa Abrufmann für *Callboy*; Silberscheibe für *Compact Disc*; Fälligkeit für *Deadline*; Leistungsgift für *Doping*; Brüllradio für *Ghettoblaster*; Gehsteigflitzer für *Inline-Skater*; Hauthosen für *Leggings*; Altling für *Oldie*; überkleidet für *overdressed*; Eigenrechner für *Personal Computer*; Gafferfilm für *Reality TV*; Laumann für *Softie*; Netzball für *Volleyball*.

Wer sich für die zugleich anregende und hilfreiche Broschüre interessiert, kann sie zum Selbstkostenpreis von Fr. 5.– bei der Bubenberg-Gesellschaft, Postfach 6314 in 3001 Bern, beziehen.

Kurt Meister

EUROPA ist unser Haus und DEUTSCH unsere Sprache – Wo wir stehen – Was wir wollen

In Dortmund wurde 1997 der Verein zur Wahrung der deutschen Sprache gegründet, eine «Bürgerinitiative zur Erhaltung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt EUROPAS». Wir werden in den nächsten Nummern über Aktionen dieses Vereins berichten. Heute drucken wir ein Flugblatt ab, in dem der Verein seine Haltung und seine Ziele darlegt.

Europas Charme liegt in der Vielfalt seiner Kulturen und Sprachen; sie droht in einem Meer angloamerikanischen Sprach- und Kulturgutes zu versinken. Denn der Zeitgeist spricht Englisch; er ist aus dem amerikanischen Himmel zu uns herab gestiegen und predigt

den Sachzwang von der Globalisierung der Wirtschaft und der Internationalität der Wissenschaft, er singt das Lied vom *American Way of Life* in der schönen neuen *McWorld*.

Wir sind mehr als unsere europäischen Nachbarn dieser Faszination erlegen, wir haben den Glauben an die Kraft unserer eigenen Sprache und Kultur verloren und wehren uns kaum gegen deren Überflutung mit anglo-amerikanischem Sprach- und Kulturgut. Die Schleusenwärter haben die Tore hochgezogen, voran die Lieder- und Werbemacher, sie singen und werben englisch «*Its time for a change*» und «*Come in and find out*», aber auch die ehemaligen Staatsunternehmen Bahn, Post und Telekom. Sie muten den Deutschen zu, in ihrem eigenen Land am *Service-Point Tickets* für den *InterCity Night* zu kaufen, *Calls* statt Gespräche zu führen und *Lucky Packs* zu verschicken, Fernsehreporter füttern sie mit *Highlights* und *German Open*; sie irren durch die Regalreihen des Drogeriemarktes und finden nur noch *Lotions* und *moistures*.

Wir meinen, es ist in der Tat «Zeit für einen Wechsel», hin zu mehr Selbstbesinnung und Selbstvertrauen. Der «Verein zur Wahrung der deutschen Sprache» will dazu einen Beitrag leisten. Er wurde Ende November 1997 in Dortmund gegründet – und zwar nicht von Germanisten oder Menschen aus sprachnahen Berufen, sondern von dem Mathematiker Walter Krämer, Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik. Auch andere Vereinsgründer und Vorstandsmitglieder sind nicht als Germanisten tätig, sondern beispielsweise als Ökonomen, Ingenieure oder Juristen. Der Verein wächst schnell, er hat heute schon über 3500 Mitglieder in der ganzen Bundesrepublik, das

Spektrum seiner Mitglieder reicht vom Facharbeiter und der Hausfrau bis zum Professor und zur stellv. Vorsitzenden einer grossen Volkspartei – in der Altersstruktur von 16 bis zu 90 Jahren.

Wir wollen als Anwalt der deutschen Sprache auftreten und der verbreiteten Tendenz entgegenwirken, dass eine Sprachneuheit schon deshalb als überlegen angesehen wird, weil sie von jenseits des Atlantiks kommt. Wir sind keine Puristen, die sich gegen alle Fremdwörter wenden, auch wenn sie eine Bereicherung unsrer Sprache darstellen.

Wir wenden uns vornehmlich gegen die Übernahme von überflüssigen englischen Bezeichnungen und Redewendungen in den Medien, der Werbung und bei den Bezeichnungen von Waren und Dienstleistungen.

Wir treten für mehr Achtung aller Menschen ein, die Deutsch als Muttersprache haben und von denen sich viele ausgegrenzt fühlen, weil sei kein oder nur ungenügend Englisch gelernt haben, um das Englisch der Mischmaschsprache zu verstehen.

Wir machen mit Zeitungsartikeln der Bevölkerung bewusst, dass sie auf dem Wege ist, ihre Sprache und damit ihre Identität preiszugeben, wir prangern die an, die sich opportunistisch aus der deutschen Sprache verabschiedet haben und vergeben Negativpreise für die grössten Vergehen an unserer Sprache, zum Beispiel den «Sprachverhunzer des Jahres».

Wir rufen nach einem neuen Zeitgeist, einem, der aus dem europäischen Himmel kommt und auch uns Deutsche zu einem gesunden Sprach- und Kulturpatriotismus zurückführt, wie ihn unsere französischen Freunde nie verloren haben.

Der verlorene Stolz der Deutschschweizer

Verunreinigtes Wasser in «La Neuveville»

Mit Recht kämpfen einsichtige Leute gegen die immer stärker überhand nehmenden unnötigen Amerikanismen in der deutschen Sprache, bei uns und in Deutschland, wo diese Erscheinung noch krasser zutage tritt. Aber nicht nur gegenüber dem Englischen sind wir so nachgiebig geworden, auch der französischen Spra-

che passen wir uns fast durchwegs an, selbst dort, wo ein guter deutscher Ausdruck zur Verfügung steht. Ein Beispiel aus der jüngsten Zeit: Wenn in den für die ganze Deutschschweiz gültigen Radio- und Fernsehsendungen von Trinkwassersorgen in «La Neuveville» gesprochen wird, kann ich dies noch verstehen; ich begreife aber nicht, dass im Regionalprogramm von Radio DRS und in der regionalen Presse die

Ortsbezeichnung «Neuenstadt» offenbar in Vergessenheit geraten ist. – Auch der Name «Leubringen» wird von vielen Deutschschweizern nicht mehr gebraucht; sie wohnen in «Evillard», aus Bequemlichkeit, Anbiederung oder einfach, weil es «besser tönt». Im ganzen Kanton Bern, von Tramelan bis Guttannen, verkehren Polizeifahrzeuge mit der Aufschrift

«police» – damit hat man gleich zwei Fremdsprachen Genüge getan!

Weshalb haben wir Deutsch Sprechende so wenig sprachliches Selbstbewusstsein? Kein einziger Romand würde sagen oder schreiben: «Accident dans une usine à Basel» und «Manifestation folklorique à Chur».

Kurt Meister

Dies gelesen...

In einer Firmenzeitschrift erschien kürzlich das folgende Kurzinserat:

«Gesucht für Kids im Game-Alder, vergriffenes Programm «Monster Truck Madness» von Microsoft ... (usw.)»

... und das gedacht:

Bei einem derart herzerfrischenden Zweisprachen-Mix reizt einen die Konstruktion des Um-

kehrtextes (jedes deutsche Wort wird englisch geschrieben und umgekehrt). Das Ergebnis der Operation würde sich folgendermassen lesen:

«Wanted for Kinder in the Spiel-Age, sold out program «Lastwagen-Ungeheuer-Wahnsinn» from Winzigweich ... (etc.)»

Wer möchte, kann dieses Kurzinserat ja gelegentlich in der *Times* oder in der *Washington Post* plazieren ...!

Peter Glatthard-Weber

Ich bin ein Leserbriefschreiberer

Der «Streitpunkt Eins» im DRS 1 am letzten Freitag war höchst unterhaltsam. Es ging um die geschlechtsneutrale Schreibweise in der Deutschen Sprache. Wie soll man dem berechtigten Anliegen der Frauen Rechnung tragen, die nicht immer «mitgemeint» sein wollen? Ist das grosse «l» die Lösung, soll man also von LokomotivführerInnen reden? Oder alles doppelt sagen: Leser- und Leserinnenbrief Schreiber und Schreiberinnen? Oder ist die Umschreibung vorzuziehen: die Polizeidienstleistenden?

Abgesehen davon, dass Arthur Baur das alles Unsinn fand, hat er mit einem Zwischenruf den Nagel auf den Kopf getroffen: «... aber das ist ja gegen die Frauen!»

In der Tat: bisher war es selbstverständlich, dass es Juristinnen und Ärztinnen gibt. Jetzt soll das nicht mehr selbstverständlich sein, man muss es extra sagen! Ich gehe noch einen Schritt weiter: bisher waren die *Männer* benachteiligt! Wie hatten wir's denn zuvor?

«Leser» konnten männlich oder weiblich sein. «Leserinnen» waren immer weiblich.

Und wenn jemand ausschliesslich männliche Leser meinte? Dafür gab und gibt es kein Wort. «Männliche Leser», das ist die einzige Möglichkeit zu präzisieren. Es sind die *Männer*, die immer mitgemeint sind. Manchmal auch allein gemeint, aber das kann man nicht wissen. Da haben es die Frauen gut: wenn sie gemeint sind, wird einfach ein «-in» angehängt.

Wir Männer wollen das auch!

Es ist ganz einfach: wenn ausschliesslich männliche Wesen gemeint sind, hängen wir ein «-er» an, egal ob schon eines da ist. Also: wer studiert, ist ein Student. Ist es eine Frau, ist sie eine Studentin, das wissen wir. Ist es ein Mann, ist er ein Student. Das müssen wir noch lernen. Wer liest, ist entweder eine Leserin oder ein Leser, aber auf jeden Fall ein Leser. Schrecklich? Sicher, aber harmlos, verglichen mit dem LeserIn.

So darf diese Rubrik schlicht und einfach und politisch korrekt «Leserbriefe» heissen. Ich bin dafür halt ein Schreiberer.

Simon Aegerter

Von Deutsch keine Rede – ein Plädoyer für nationale Zurückhaltung im Dienst der Verständigung

Zusammenfassung eines Artikels von Dieter E. Zimmer aus: «Die Zeit», Nr. 30 von 1996

Im Vorspann dieses Artikels werden die Hauptinhalte trefflich zusammengefasst: «Englisch wird zur Lingua franca der Wissenschaft: wer sie nicht beherrscht, wird ignoriert. Während die meisten Forscher sich darauf einlassen, herrscht in der Europäischen Union babylonische Sprachverwirrung.»

Ein Hauptthema des interessanten, in seiner Analyse und Argumentation breit gefächerten Artikels ist die Rolle der deutschen Sprache auf dem internationalen Markt. Bis 1930 spielte das Deutsche mit einer führenden Wissenschaftlern und Forschern in Chemie und Physik noch eine wichtige Rolle, sogar über den mittel- und osteuropäischen Raum hinaus, wo es seinerzeit schon längere Zeit als Verständigungssprache (Lingua franca) diente. Der unaufhaltsame Vormarsch des Englischen ist aber seit 1910 klar belegt. Dies spiegelt sich vornehmlich in den Naturwissenschaften (D.E. Zimmer spricht von den Grundlagenwissenschaften): «aus der deutschen Biologie und Teilen der Chemie ist Deutsch als Publikationssprache fast gänzlich verschwunden.» Seit 1997 werden, aus wissenschaftlichen Sachzwängen heraus (englische Fachartikel werden rund sechsmal häufiger zitiert als deutsche), in «Liebigs Annalen» und in den «Chemischen Berichten», den beiden traditionsreichen deutschen Chemie-Fachzeitschriften, nur noch englischsprachige Beiträge zugelassen – so gebietet es heute die internationale Verbreitung dieser Publikationen, werden doch auf internationalen Tagungen auch fast ausschliesslich englische Referate gehalten...

Es ist anzunehmen, dass diese Tendenz ungebrochen anhält, dass auch Lehr- und Schulbücher bald nur noch in Englisch vorliegen werden, ja dass sogar der Fachunterricht demnächst nur noch in Englisch erteilt wird ...

Quasi ein Gegen-Szenario zur Wissenschaft bietet die Europäische Union: hier gilt (theo-

retisch) das Ideal der Allsprachigkeit: alle Amtssprachen sollten gleichberechtigte Arbeitssprachen sein. Die Ziele sind wahrlich hoch gesteckt: Wahrung der kulturellen und sprachlichen Vielfalt und «Bürgernähe».

Der Alltag sieht jedoch anders aus: bis 1995 waren es neun Amtssprachen mit 72 Sprachenpaaren (hier besteht ein Definitionsproblem: 72 ist richtig, wenn man z.B. dt.-frz. und frz.-dt. als zwei verschiedene Sprachpaare betrachtet!). In der internen Verständigung in den Kommissionen nehmen englisch, französisch und deutsch die Vorrangstellung ein: in der Schlussabstimmung gefällt, der nicht mindestens in diesen Sprachen vorliegt.

Mit Blick auf die geplante Osterweiterung der Union sind die Kosten für Übersetzer- und Dolmetschertätigkeit nicht mehr bezahlbar: schon heute sind rund 2400 beamtete Übersetzer und 650 Dolmetscher tätig – nebst Tausenden von Freiberuflern ...

Der Autor ist daher der begründeten Ansicht, dass auch innerhalb der EU eine einzige, verbindliche «Lingua franca» (Verständigungssprache) immer unerlässlicher wird. Die Deutschen müssten als erste verzichten, um so auch die Franzosen ihrerseits zu einem Verzicht im übergeordneten Gesamtinteresse zu bewegen – denn selbstverständlich wird sich auch hier das Englische als Universalsprache durchsetzen.

Wie D.E. Zimmer zum Schluss treffend bemerkt, beruht die Vormachtstellung des Englischen keineswegs auf einer ehrgeiziger Sprachpolitik mit politischem oder kulturideologischen Hintergrund (andere Nationen kämpfen ja viel aktiver für eine grössere Machtstellung ihrer Sprache!): sie ist ganz beifälliger Natur und hat sich durch den Lauf der Dinge (sprich: durch die Dominanz der Naturwissenschaften und die zunehmende Globalisierung auf allen Lebensgebieten) ergeben ...!

Peter Glatthard-Weber

MITTEILUNGEN

1 / 99

SEITE 17

Prosaische Nahrung mit Reim

Haarscharf an einer wunderschönen Verszeile ist letztthin ein Gigant der schnellen Massenverpflegung vorbeigegangen. Die eilenden Passanten konnten sich nämlich während einiger Wochen an einem grosslettrigen Werbespruch erbauen, der imposant von zahlreichen Plakatwänden herab allen zurief:

**«Mag die Bäuerin mal nicht kochen,
ist es Zeit für Country-Wochen.»**

Da staunt der Laie: «mal» anstelle von «einmal» – das also haben die zuständigen Werber kapiert: das Gleiche eine Silbe kürzer gesagt. Leider ist ihnen entgangen, dass auch die Bäuerin um eine kleine Silbe entschlackbar gewesen wäre. Und das verfehlte Vermiss! Der Umsatzverlust der um dieses «Beinahe-Verses» willen nicht verkauften Country-Gerichte lässt sich schwer abschätzen ...!

Peter Glatthard-Weber

Hinweisschilder mit Sprachblüten

– 1 –

Vor einem behäbigen Emmentaler Gasthof befindet sich eine Reihe von Autoparkplätzen. Darüber prangt ein blau-weisses Hinweisschild mit dem grossen «P» und folgendem Wortlaut: «Parkieren nur für Gäste». Etwas ganz Alltägliches ...

Aber offenbar behagte nun dem Besitzer diese kategorische, allzu schroff ablehnende Art des Hinweises nicht mehr ganz. Nur aus einer solchen oder ähnlichen Reaktion lässt sich nämlich der Nachsatz erklären, der – in deut-

lich kleinerer Schrift – darunter gesetzt wurde: «Andere höchstens 15 Minuten»...

– 2 –

Der von Deisswil gegen das Gümligentäli marschierende Verfasser dieser Zeilen staunte nicht schlecht, als er plötzlich zu seiner Rechten, unten an einem steilen, mit Treppentufen erschlossenen Waldweg, eine mit rot-weissen Brettern markierte Abschränkung gewahrte. Neben an ein Hinweisschild:

«Keine Schnee- und Glatteisbekämpfung.
Durchgang auf eigenes Risiko.»

So schlimm steht's also heute mit der einst so gefürchteten Wehrhaftigkeit der Berner ... Der Auftraggeber dieser Hinweistafel mag sich dabei mit Schauern an ein Winterlied (Worte Matthias Claudius – 1740–1815, Weise Joh. Fr. Reichardt – 1752–1814) aus der frühen Schulzeit erinnern haben:

«Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer.
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an
und scheut nicht süß noch sauer.»

In der vierten und letzten Strophe schliesslich wird der eiserne Geselle so besungen:

«Da ist er dann bald dort, bald hier
gut Regiment zu führen,
und wenn er durchzieht stehen wir
und sehn ihn an und frieren.»

Aha! Weil ER, der Winter, durchzieht, ist der Durchgang für uns Sterbliche so gefährlich! Wir können es nur ohnmächtig zur Kenntnis nehmen – und frieren ... Oder, vom Verfasser etwas gefasster in Reime gefasst:

«*Glatt* ist der Weg und *hard* der Fall:
Feind Winter lauert überall!»

Peter Glatthard-Weber

MITTEILUNGEN

1/99

SEITE 20